Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 32 (1887)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

32. Jahrgang. 1887.

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

№ 3. Erscheint jeden Samstag. 15. Januar.

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Rp., franko durch die ganze Schweiz. — **Insertionsgebühr:** die gespaltene Petitzeile 15 Rp. (15 Pfennige). — Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küsnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Rüegg in Bern, Anzeigen an J. Hubers Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressiren.

Inhalt: Das Pestalozzidenkmal in Yverdon. — Korrespondenzen. Aus der Waadt. — Der Rechenunterricht in der Volksschule. — Kleine Bilder vom Pensionatsleben der französischen Schweiz. I. — Aus amtlichen Mitteilungen. — Allerlei. — Literarisches. —

Das Pestalozzidenkmal in Yverdon.

Es ist ein natürliches Verlangen des Menschen, auf seine Mitmenschen einzuwirken und auch auf die nach ihm Kommenden einen Einfluss auszuüben nach der Richtung, die ihm zu besseren Zuständen zu führen scheint. In Persönlichkeiten, denen das gelungen ist, sehen wir Vorbilder, denen nachzueifern ein würdiges Ziel des Lebens ist, und ihr Andenken im Gedächtnis der Menschen zu befestigen, erscheint uns wie eine Unterstützung der Idee, für deren Verwirklichung jene Männer gelebt haben. Es ist nicht blosse Dankbarkeit, welche sich selbst genug ist, aus der die Denkmäler hervorgehen, es ist vielmehr eine gewisse Spekulation damit verbunden, eine edle Spekulation, die auf die Mehrung des Menschenwohles hingerichtet ist. Oder soll das herrliche Nationaldenkmal auf der Tellsplatte nur der Gründung unserer Freiheit gelten und nicht auch deren Erhaltung? Soll die St. Jakobgruppe in Basel nur ein Dankeszeichen sein gegenüber den Helden, die dem Lande ihr Leben geopfert, soll es nicht auch die Nachkommen eindringlich zum gleichen Heldensinn ermahnen? Soll nicht die Zwinglistatue in Zürich jeden Beschauer auffordern, seiner Überzeugung zu leben und der Wahrheit die Ehre zu geben? Heisst uns nicht der marmorne Winkelried in Stans, uns selbst aufzuopfern, wenn das Vaterland in Gefahr ist? Nichts wäre ungerechter und würde der Wahrheit mehr widersprechen, als wenn man solche Kunstwerke als blosse Gegenstände des Prunkes und der Prachtliebe betrachten wollte. Es wäre ebenso ungerecht, wie wenn man die Verherrlichung grosser Taten und edler Charaktere durch die Poesie als eitles Spiel bezeichnen wollte. Ein Denkmal ist nicht bloss ein Kunstwerk. Entspricht dieses den Gesetzen der Kunst, so trägt es die Befriedigung in sich selber, das Denkmal aber soll nachwirken und zu Taten führen.

Gewiss findet in dieser Anschauung ein Denkmal Pestalozzis seine Begründung. Er, der in unbegrenzter Hingebung an ein Höheres alles opferte, wenn das Wohl seiner Mitmenschen es zu fordern schien, er, der trotz aller widrigen Schicksale nicht müde wurde, nach dem Wege zu suchen, der zur allgemeinen Menschenbildung führt, er, der die Jugend von der Qual eines veralteten Systems erlöste und sie ihre Geisteskräfte zu reichem Tun entfalten machte, er, auf dessen Schultern die Erzieher der Gegenwart und der Zukunft stehen müssen, wenn sie ihren Daseinszweck erreichen sollen, er ist ein würdiger Gegenstand für ein Denkmal, das die kommenden Geschlechter mahnen und weisen soll! Ein Pestalozzidenkmal ist nicht bloss ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit gegen den edlen Vater der Waisenkinder von Stans und den begeisterten und unermüdlichen Lehrer von Burgdorf und Iferten, es soll eine Verherrlichung und eine eindringliche Betonung einer Idee sein, welche die Menschheit aus schweren Banden erlöst hat und ferner erlösen wird.

Mit scheinbarem Recht hat man gegen die Errichtung eines Pestalozzidenkmals aus Erz und Stein den Einwand erhoben, dass ein solches nicht im Sinn des edlen Mannes gelegen sei, dass er sich dasselbe verbeten würde, wenn er noch unter den Lebenden weilte, dass eher in seinem Sinn gehandelt würde durch Errichtung von Anstalten, welche in seinem Geiste wirkten, welche verlassene Kinder auf den rechten Weg leiteten und sie zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft machten. Es ist ja gar keine Frage, dass wirklich die Gründung solcher Anstalten den Bestrebungen des grossen Menschenfreundes entspricht und dass es eine Verirrung wäre, wenn man an ihrer Stelle ein Denkmal errichtete. Aber das wollen ja die Männer nicht, welche die einleitenden Schritte zur Gründung dieses letztern getan haben, sie betrachten es vielmehr als eine Mahnung an die Mit- und Nachwelt, im Geiste des edlen Menschenfreundes zu leben und zu

wirken, als eine Mahnung, die wirksamer sein soll als die durch das gesprochene und geschriebene Wort.

Noch eine andere Erwägung mag zu Gunsten der Errichtung eines Pestalozzidenkmals sprechen. Es ist eine vielgehörte Klage, dass die Schweiz arm sei an Werken der monumentalen Kunst, dass das Volk nur spärliche Gelegenheit habe, im Anschauen von solchen seinen Geschmack zu bilden und zu veredeln, dass so der Boden nicht gehörig bearbeitet werde, aus dem künstlerisches Können hervorspriesst. Sollte man unter diesen Umständen nicht willkommen heissen, was diesem Mangel abzuhelfen oder was ihn wenigstens zu mildern geeignet ist, zumal wenn es durch einen so würdigen Gegenstand geschehen kann?

Es sind sechzig Jahre dahingegangen, zwei Generationen ins Leben getreten seit dem Tode Pestalozzis. Möge es seinen Verehrern in Yverdon gelingen, ihm ein würdiges Denkmal an dem Orte zu setzen, wo er im Zenith seiner Wirksamkeit stand! Möge aber auch seine Vaterstadt nicht vergessen, was sie ihrem grossen Sohne schuldig ist, der ihren Ruhm gemehrt hat wie wenig andere!

KORRESPONDENZEN.

Aus der Waadt. Der Jahresbericht, den das Departement für Kultus und Unterricht über 1885/86 veröffentlicht hat, gibt wenig Zahlen.

Primarschulen. Zur Lehrerbesoldung wurden den verschiedenen Gemeinden aus der Staatskasse bezahlt 145,406 Fr.

Zum Ausbau von Schulhäusern empfingen 19 Gemeinden 14,100 Fr.

Eine Summe von 2381 Fr. wurde unter verschiedene Gesellschaften verteilt, welche sich die Hebung der Volksbildung als Zweck vorgesetzt. Davon entfielen 405 Fr. auf Volksbibliotheken.

Ernannt wurden 44 Lehrer und 37 Lehrerinnen. In den Ruhestand traten mit Anrecht auf die gesetzliche Pension 14 Lehrer und 4 Lehrerinnen.

Wir leben in einer Übergangsperiode. Das Gesetz über Primarunterricht soll einer Revision unterworfen werden. Zwei Direktoren standen im Laufe des Jahres dem Unterrichtswesen vor. Die Amtsverrichtungen der Schulinspektoren liefen mit Ende des Jahres ab. Im allgemeinen ist nichtsdestoweniger ein Fortschritt ganz unverkennbar. Die Primarschule wird sich nachgerade der Grösse ihrer Aufgabe bewusst und entwickelt sich in einer Weise, die das Departement berechtigt, mit Zuversicht dem Augenblick entgegenzusehen, wo die schlechten und mittelmässigen Klassen gänzlich verschwinden werden.

Der Anschauungsunterricht bricht sich in der Waadt nur langsam Bahn. Die unteren Klassen sowie die Kinderschulen entbehrten der zu diesem Unterrichte nötigen Lehrmittel fast gänzlich.

Taubstummenanstalt in Moudon. Diese Anstalt stammt noch aus Pestalozzis Zeit. Von Pestalozzi angezogen kam 1811 Konrad Naef von Zürich nach Yverdon und gründete daselbst ein Institut für Taubstumme, das später unter seinem Sohne, Herrn Karl Naef (noch jetzt in Yverdon) weiter fortbestand und dann nach Moudon verlegt wurde. Der Staat zahlt dieser Anstalt bedeutende Subsidien. Er übt eine allgemeine Aufsicht darüber aus. 1885 belief sich die Schülerzahl auf 20 (13 Mädchen und 7 Knaben), meistens Waadtländer. Die Unterrichtsfächer sind: Französisch (Satzbildungen, Sprachübungen, Beschreibungen, Erzählungen), Arithmetik (4 Spezies), Geographie (Kanton Waadt und Schweiz), Kirchengeschichte, Zeichnen, weibliche Arbeiten. Der Handfertigkeitsunterricht wird von einem Tischlermeister erteilt. Neben dem Direktor wirken noch ein Lehrer und eine Lehrerin an der Anstalt. Die Artikulationsmethode ist allein im Gebrauch.

Normalschule. Mit diesem Namen bezeichnen wir unser Lehrerseminar. Im Gegensatz zur deutschen Schweiz, wo, wenn wir recht gesehen haben, die meisten Seminarien Internate sind, ist unsere Normalschule ein Externat. Schüler und Schülerinnen, die in Lausanne weder Eltern noch Verwandte haben, finden Unterkommen in „offiziellen Pensionen", die zwar von Privatpersonen gehalten sind, aber unter direkter Aufsicht der Normalschule stehen.

79 Schüler und 54 Schülerinnen besuchten die Normalschule im vergangenen Jahre. Die grosse Mehrzahl bezog Stipendien; im ganzen wurden von Staatswegen 33,000 Fr. dafür verausgabt. Für Preisaufgaben erhielten 39 Schüler 1551 Fr.

Die der Normalschule beigegebene Bibliothek (bibl. des régents) erfreute sich eines grossen Zuspruches. Sie besitzt über 5000 Bände. Alle Werke stehen der Primarlehrerschaft des ganzen Kantons gratis zur Verfügung.

Über die *Collèges communaux* ist der Rechenschaftsbericht sehr kurz; er beschränkt sich auf Angaben der eingetretenen Wechsel im Personalbestande der verschiedenen Lehrerkollegien.

Die beiden *Kantonsschulen* hängen unmittelbar vom Unterrichtsdepartement ab. Beide befinden sich in den besten Verhältnissen, um eine segensreiche Wirksamkeit zu entfalten. Beide sind stark besucht, beide sind auch ausserhalb der Waadt vorteilhaft bekannt. Beweis die grosse Zahl Kantons- und Landesfremder, welche beide Anstalten besuchen. Die Zöglinge beider Schulen bilden ein Kadettenkorps, das durchaus militärisch organisirt ist: Offiziere, Unteroffiziere, Musikbande, Fahnen, Gewehre, Kanonen. Die Uniform ist einfach: dunkelblauer Waffenrock, graue Beinkleider mit rotem Streifen. Die Mützen mit dem Kantonswappen müssen obligatorisch von allen Schülern getragen werden.

Diese militärische Organisation ist von mehreren Gemeinden des Kantons angenommen worden. Mancherorts stösst sie jedoch auf hartnäckigen Widerstand, wohl darum, weil man sich über den pädagogischen Wert dieser Einrichtung nicht immer genau Rechenschaft ablegt. Interessant ist in dieser Beziehung ein Ausspruch Goethes. In den Wahlverwandtschaften sagt er: Männer sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammenzuhandeln, sich unter ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn, sowie ein knapperes, strackeres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten: man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern.

Collège cantonal. 258 Schüler (darunter 54 Schweizer und 23 Ausländer) zahlten an Schulgeld 13,000 Fr.

Ecole industrielle 437 Schüler (114 Schweizer und 81 Ausländer). Das Schulgeld betrug 19,000 Fr. Der Staatsrat liess zahlreichen Schülern das Schulgeld nach; an Stipendien zahlte er an 6 Schüler (beider Anstalten) 1500 Fr.

Der Rechenschaftsbericht spricht sich sehr anerkennend über Fortschritte und Betragen aus. Natürlich sind auch räudige Böcke in der Herde. Gegen die Ruhestörer wird strenge Disziplin gehandhabt, und da den Konferenzen der beiden Schulen grössere Kompetenzen für Strafen zugestanden sind als den Collèges der verschiedenen Gemeinden, so kann ein befriedigendes Resultat leicht erzielt werden.

Beide Anstalten haben Schülerbiblotheken. Die Ecole industrielle besitzt ausserdem ein reichhaltiges Museum (natur-

historische Gegenstände, Warenmuster u. s. w.) und eine grosse Werkstätte für Handfertigkeitsunterricht, in der 60 Schüler arbeiten können. Jeder Schüler hat ein eigenes Schränkchen mit den zur Arbeit nötigen Werkzeugen; er haftet für dieselben. Die Kosten dieser Werkstätte sind bedeutend; sie werden teilweise aus einem Zuschusse des Bundes (1555 Fr.) gedeckt.

Der Konfirmandenunterricht wurde in den Konferenzen beider Schulen eingehend besprochen. Dank der Dazwischenkunft des Staatsrates wird er jetzt den Schülern der beiden Anstalten separat erteilt und zwar zu einer Zeit, die dem Schulunterrichte keinen Abbruch tut. Das ist wichtig. Nun sollte man auch für die Primarschulen Mittel und Wege finden, um Lehrer und Pastoren zu befriedigen und den Schulkindern förderlich zu sein. Die Sache kam im Grossen Rate zur Sprache. Der Staatsrat wurde gebeten, dieser wichtigen Angelegenheit die grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Drei Stunden wöchentlich, so drückte sich ein Mitglied der Versammlung aus, sollten dem Konfirmandenunterrichte genügen. Da, wo der Pastor mit diesen drei Stunden nicht auskäme, solle er den Sonntag zu Hülfe nehmen.

Der Rechenschaftsbericht schliesst mit Angaben über Studien und Schülerzahl des Gymnasiums und der Akademie. Auch der Bibliothek und der verschiedenen Sammlungen wird gedacht. Überall wird ein normaler Entwicklungsgang bestätigt. *J. H.*

Der Rechenunterricht in der Volksschule.

Der Unterschied zwischen den diesbezüglichen Anschauungen des Herrn J. Rüefli und des „Laien", der auf dem Ast sitzt, den er absägt, rührt offenbar daher, dass die Lebenserfahrung als Schulmann dem erstern ganz andere Begriffe über die praktischen Erfolge des Schulunterrichtes zu Fleisch und Blut werden liessen als dem „Laien", dessen Lebensgang ihn immer wieder auf die grosse Bedeutung des „Könnens" hinwiesen, während er den geringen Wert des „Wissens" so häufig beobachten musste, da wo es sich darum handelt, im Rechnen kleiner Verhältnisse seinen Lebensunterhalt zu verdienen!

Das „Wissen" ist eine vortreffliche Sache für die Gelehrten und für reiche Leute, welche keine Nahrungssorgen haben; aber für unser Volk ist dasselbe im Vergleiche zum „Können" von ganz verschwindender Bedeutung.

Auch den Wert der „formalen" Bildung unterschätze ich keineswegs für die oberen Schichten der Bevölkerung inklusive all der armen Schlucker von Handlungskommis und Bureauangestellten; aber mit formaler Bildung ist dem Handwerker wenig geholfen; im täglichen Kampfe ums liebe Brot — da ist „können" von nöten: Rechnen können, Schreiben können, Lesen können, Arbeiten können! Damit schafft man Brot ins Haus und treibt den Hunger und Kummer aus dem Haus.

Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, dass der Lehrer, dessen Berufstätigkeit die Verschmelzung des „Wissens" und „Könnens" in einen einzigen Begriff mit sich bringt, den Wert des Wissens für das Volk zu hoch anschlägt: der Lehrer „kann" nur durch sein Wissen. Er kommt darum leicht auf den Gedanken, dass das Wissen in anderen Berufstätigkeiten ebenso wichtig sei und auch dort das Können bedinge. Dem ist aber nicht so, sogar nicht einmal im Lehrstande. Es gibt Lehrer, die sehr viel wissen und doch keinen praktischen Unterricht geben können. Das Gleiche findet man in allen Berufsarten, vom Arzte bis herunter zum Schuster! Das Wissen bedingt noch kein Können!

Zum „Können" im praktischen Leben ist vor allem aus das Beobachtungsvermögen von grosser Wichtigkeit. Dieses Vermögen kann in der Schule besser entwickelt werden, insofern als es eine Funktion des Auges ist. Die Schule kann die Fähigkeit der Augen, die Dinge genau wahrzunehmen und den Unterschied zwischen ähnlichen Dingen aufzufassen, steigern. Sie kann aber auf die Verdauung dieser Augenspeise durch den Geist nur sehr wenig Einfluss üben.

Die Augen der Schüler übertragen das Gesehene durchaus nicht in gleicher Weise auf den Geist. Der Geist resorbirt das Bild in ganz verschiedener Weise bei den Schülern. Da treten eben die Verschiedenheiten der geistigen Fassungskräfte dazu und machen ihren Einfluss geltend, und hier hört die Macht des Unterrichtes auf. Die Volksschule soll sich damit begnügen, das übertragende Organ zu entwickeln und dessen Fähigkeit, kleine Unterschiede zwischen fast gleichen Dingen zu bemerken, zu steigern, dann hat sie genug geleistet. Ein Anschauungsunterricht, der nicht darauf ausgeht, diese Fähigkeit zu entwickeln, schafft wenig praktischen Nutzen.

Ein Kind aus dem Volke, das seinen Lebensunterhalt mit seiner Hände Arbeit einst erringen muss, hat einen wirklichen Nutzen davon, wenn sein Auge nach dieser Richtung hin schon in der Volksschule leistungsfähiger geworden ist. Aber auch alle anderen Schüler haben hievon den grössten Vorteil.

Das Kind aus dem Volke hat dann noch nötig, lesen, schreiben und rechnen zu können. Aber wirklich zu „*können*". Alles „Können" wird nur und ausschliesslich durch Übung erreicht. Übung ist nichts anderes als ein mechanisches Lernen, beim Rechnen ein gedächtnismässiges Lernen!

Diesen Übungen wird zu wenig Zeit gewidmet, weil unsere Volksschule ein zu grosses Programm hat. Dass die alte Schule bei Auswahl des Stoffes für die Übungen im Lesen und Schreiben zu wenig Rücksicht auf die formale Bildung nahm, ist ganz richtig; ebenso richtig ist aber, dass wir heutzutage einen Fehler begehen, indem wir formale Bildung als Selbstzweck betreiben, statt dem Hauptzweck nachzugehen, dass die Kinder fix lesen, schreiben und rechnen können. Was dabei an formaler Bildung gewonnen werden kann, ist dankbar mitzunehmen, aber mehr nicht.

Die formale Bildung ist nicht nötig, um sein Brot verdienen zu können; aber Lesen, Schreiben und Rechnen als volles Eigentum zu besitzen, das ist unerlässlich! Darum soll die Schule auch den mittelmässig Begabten durch genügende Übung dieses Mittel zur Verbesserung ihrer Lebenssituation in vollem Masse zu teil werden lassen.

Die Volksschule braucht sich nicht darum zu bekümmern, was aus den Begabteren wird; diese finden nur allzuleicht ihren Weg in die höheren Schulen!

Allzuleicht sage ich mit vollem Bewusstsein. Ich habe schon häufig gesehen, wie z. B. Landwirte gerade aus ihren begabtesten Buben einen Pfarrer oder Lehrer oder Arzt machten und die Ökonomie ihrer Wirtschaft den unbegabteren überliessen. Haben sie damit nicht am eigenen Ruin gearbeitet? Ist nicht gerade der begabteste am ehesten fähig, des Vaters Gut richtig und profitabel auszubeuten, und können nicht die weniger begabten Söhne ein Handwerk lernen?

Ein richtiger Kaufmann wird stets seinen begabtesten Sohn in sein Geschäft aufnehmen und für die anderen solche Berufsarten wählen, welche sich für dieselben eignen. Das Gleiche sollte der Handwerker auch tun — damit ist das Wohl der Familie gewahrt, das hält eine Nation aufrecht im Kampfe um ihre Existenz!

Nachdem ich im Zusammenhange mit dem, was das Volk bedarf, meine Ansicht über Anschauung und Denken auseinandergesetzt, bleibt mir nur übrig, dem Herrn Rüefli zu erklären, warum das „Erfassen der Prinzipien" für den Lehrling in jedem Lebensberufe dem „Erwerben gewisser Fertigkeiten" nicht vorausgehen kann!

Es ist nicht richtig anzunehmen, dass dies eine Ausbeutung der Arbeitskraft des Lehrlings sei! Der Lehrling muss in seinem

Berufe, wo ihm alles neu und fremd ist, zuerst mit der Handhabung von Instrumenten und Materialien vertraut werden. Das kann nur Schritt für Schritt vor sich gehen. Man muss beim Einfachsten beginnen, die einfachsten Fertigkeiten müssen zuerst angeübt werden mit dem einfachsten Material und den einfachsten Instrumenten. Erst wenn der Lehrling die einfachsten Fertigkeiten vollkommen los hat, kann er zu schwierigeren übergehen. Wird dieser Gang nicht strenge inne gehalten, so formt sich sein Körper und sein Auge und sein Instinkt, kurz sein ganzes Wesen nicht in der Art, um später in den schwierigeren Arbeiten seines Berufes tüchtig zu werden. Ein Lehrling, der es nicht dazu bringt, die einfachen Fertigkeiten rasch und schön zu vollbringen, wird auch gar nie im stande sein, die höheren Fertigkeiten sich anzueignen. Diese Übungen bedingen aber eine Produktion von Seite des Lehrlings, sie nehmen seine Arbeitskraft in Anspruch. Unmerklich wächst dabei das Verständnis für den Beruf, und erst wenn dieses gekommen ist, hat die theoretische Unterweisung einen Wert. Eine einzige Bemerkung des Meisters enthüllt dann dem Lehrling wie mit einem Blitzschlag das Wesen, die Theorie seines Berufes; während aller frühere theoretische Unterricht auf dem Gebiete seines Berufes für den Lehrling nur Gedächtniskram ist, so lange er nicht die geistige Reife in seinem Berufe erlangt hat, um die Theorie verdauen zu können!

Die Frage, ob der Lehrling mit mehr Interesse, Lust und Liebe an seinem Berufe arbeite, wenn er Einsicht und Verständnis für die einzelnen Fertigkeiten erhielte, ist mir nicht recht klar. Er kann sich ja die einzelnen Fertigkeiten gar nicht aneignen durch Übung, ohne dass die Einsicht und das Verständnis gleichzeitig damit wachse. Und dieses Verständnis wird um so rascher wachsen können, wenn des Knaben Auge schon in der Schule geübt worden ist, die kleinen Unterschiede zwischen gleichartigen Dingen zu bemerken.

Lust und Liebe zum Berufe zu wecken, ist Sache der Erziehung durch die Eltern und den Lehrmeister! Wenn diese in richtiger Weise ihre Pflicht erfüllen und die Lust zur Arbeit in dem Berufe dann doch ausbleibt, so ist eben Hopfen und Malz verloren, oder es liegt ein Genie vor, und in beiden Fällen hat die Umgebung keinen Einfluss mehr auf die Entwicklung des Jungen! Lust und Liebe zur Berufs*arbeit* wird *gar nie* durch den theoretischen Unterricht geweckt. Wenn man es dem Jungen einmal überhaupt interessant machen muss, damit er am Arbeiten Freude habe, dann ist es schon besser, man lasse solche Jungens ihre eigenen Lebenserfahrungen machen. Entweder werden sie durch Schaden klug oder dann gehen sie zu Grunde, ein anderes gibt es nicht in der Welt.

Wenn junge Kaufleute Unterricht im Handelsrechnen nehmen, weil ihnen in der Lehrzeit das Verständnis vorenthalten wurde, so ist das noch kein Beweis dafür, dass die Lehre eine verkehrte gewesen sei; es beweist nur, dass der junge Kaufmann erst nach der Lehrzeit eingesehen hat, dass ihm die Erlernung der Theorie des Handelsrechnens nützlich sein könne. Dieser Unterricht hat für ihn gar keinen praktischen Wert, so lange er nicht das Bedürfnis fühlt, ihn zu erhalten. Hätte er ein einziges mal seinen Lehrherrn darnach gefragt, so hätte ihm derselbe die Mittel und Wege angeben können, wie er sich diese Kenntnis ausserhalb des Bureau erwerben könne; denn kaufmännische Bureaux sind nun einmal keine theoretischen Unterrichtsanstalten. Die Theorie muss der Kaufmannslehrling in seiner freien Zeit erwerben, je nach dem Grade seiner kommerziellen Reife; wie der Schüler, muss er eben auch Hausaufgaben machen.

Ich glaube nicht, dass meine Ansichten einen Umschwung in den Prinzipien der Leser der „Schweiz. Lehrerzeitung“ zur Folge haben werden, vielleicht ist aber doch das eine oder andere Körnlein auf gutes Erdreich gefallen und übt einen kleinen Einfluss auf die Zukunft unseres Schulwesens aus.

Der „Laie“.

Kleine Bilder vom Pensionatsleben d. französischen Schweiz.

(Von einem deutschen Lehrer.)

I.

Schwermütige Seelen klagen darüber, dass die Erde ein Jammertal sei, und Schiller sagt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Andere sprechen wenigstens von einem Ernste des Lebens, und in den „Fliegenden Blättern“ wurde jüngst eine sehr bekannte Sentenz dahin variirt: „Ernst ist das Leben und heiter zu sein eine Kunst.“ „Mensch sein heisst ein Kämpfer sein“ ist das Losungswort dieser ernsten Schar, und was alles schon über den Kampf ums Dasein gesprochen und geschrieben worden — wer weiss es? Nur ein geistvolles Wort Lorms finde hier Platz: „Das Ideal unserer Zeit ist der Kampf ums Dasein. Er ist die Ankündigung einer Zukunft, deren Grossartigkeit und Poesie jetzt nicht einmal der Ahnung nach erschlossen ist. Der Kampf ums Dasein ist der Kampf um eine neue Offenbarung des Geistes.“ Demnach wäre es so gar trostlos nicht. Doch wenn man das auch nicht eingestehen, wenn man in der Welt wirklich nichts anderes als eine öde Wüste erblicken wollte — es gibt glücklicherweise in diesem ungeheuren, grauen, gräulichen Sandmeer noch Oasen voll schimmernder Farbenpracht, voll üppigen Lebens, und das sind — die Pensionate im Waadtlande, welches ja schon an sich und als Ganzes von der Natur nicht eben stiefmütterlich bedacht worden ist. Dort kann man natürlich die Wahrheit des Schillerschen Wortes nicht zugeben, vielmehr stellt man es geradezu auf den Kopf: die Welt ist öde und jammervoll, wenn sie der Mensch nicht leichten Sinnes belebt. Und noch eins: man weiss, dass jetzt für alle möglichen Krankheiten Heilanstalten vorhanden sind — aber das scheint man noch nicht zu wissen, dass auch für ein vielberufenes geistiges Gebrechen unserer Zeit, für den Pessimismus, treffliche Kurplätze bestehen: die Pensionate. Sind sie das, dann muss offenbar der Optimismus dort zu Hause sein. Was ist Optimismus? Ich lasse hier wieder Hieronymus Lorm reden, nnd wir werden in der Folge ja sehen, inwieweit unsere Vermutung der Wirklichkeit entspricht. Mein Herr Gewährsmann lässt einen Optimisten dieses Glaubensbekenntnis ablegen: „Die Welt ist eine lachende Landschaft, und der Mensch, der vor dem Tiere den Vorzug hat, an dem Wissen vom Tode den Wert des Lebens zu ermessen, ist ein Tor, wenn er den Lebenswert nicht durch gesunde Tätigkeit und den Selbstgenuss aller Fähigkeiten ausnützt.“

Man steht früh auf und legt sich abends nieder. So verstreicht ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern. Und dabei fühlt man sich so leicht und gesund und — unschuldig. Man lebt als Kind. Es kommt einem gar nicht bei, jemandem ein Leid zu tun. Man gerät zwar auf allerlei übermütige Gedanken, und das kraftstrotzende Leben will sich betätigen; an losen Streichen ist drum kein Mangel: aber wirkliche Übeltaten werden nicht ausgeführt — nicht einmal geplant. Man erfreut sich eines trefflichen Appetites, und die Süssigkeiten stehen in hoher Gunst — allein man kann auch einmal auf die Genüsse einer Mittagsmahlzeit halb oder ganz verzichten; den Wert des täglichen Brotes vermag man ja ohnehin nicht zu schätzen. Und ist das nicht ein Vorzug? Ist das nicht ein Zeichen jener reizvollen Naivetät? Ist das nicht bewusstes oder unbewusstes Befolgen jener biblischen Forderung, die uns an die Lilien auf dem Felde und an die Vögel unter dem Himmel verweist? Und die Tatsache, dass man nicht mit unverkennbarer

Gier zu Tische eilt, verdient umsomehr Lob, als eben dieser doch recht reich besetzt ist — früh, mittags und abends. Man könnte sich da wirklich zu einem Gaumenhelden und Magenmeister heranbilden. „Salz und Brot macht die Wangen rot.“ Ja — doch schon vor einigen Jahren fügten die „Fliegenden Blätter“ weise hinzu: „— aber Butterbröter machen sie noch röter.“ Und dies eine möchte ich eben hier noch ganz besonders betonen: treffliche Butter ist in unerschöpflicher Fülle vorhanden. Von den mannigfachen anderen stärkenden Labsalen und reizenden Süssigkeiten ganz zu schweigen.

So ist das Leben halb Traum, halb Spiel — ob letzteres im ästhetischen Sinne Schillers, das möchte ich hier unerörtert lassen. Aber die Arbeit, d. h. der Unterricht, ist nicht Arbeit — das steht fest. Es werden Stunden ausgefüllt, das genügt; den wirklichen Spielen darf nicht allzuviel Zeit geraubt werden. Denn das will ich gleich hier sagen — und später werde ich darauf zurückkommen: Das Spiel ist wichtiger als die Arbeit. Die Grundstimmung dieses Lebens kann natürlich keine andere sein als unverwüstliche Heiterkeit, die Scherz auf Scherz zu Tage fördert, die abwechselnd lacht und singt und musizirt.

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoss an und lass es klingen!
Wir wissen doch: ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen!

Nein — das passt aufs Pensionat nicht. Das Herz wimmert nie. Es tritt nie eine Macht heran, die es versuchen könnte, das Herz umzubringen. — Ernst ist eine unbekannte, mindestens unverständliche Grösse. Oder vielmehr keine Grösse. Denn kommt er irgendwo einmal zur Erscheinung, dann zuckt man sehr deutlich sehr geringschätzig die Achseln. — Aber ich habe schon zu lange gesprochen, ohne einer Person Erwähnung zu tun, die mehrmals am Tage ein- und ausgeht, viel begehrt ist und auch immer ziemliche Schätze abladet: der Briefträger. Freilich möchte ich gerne wissen, was denn eigentlich steht in den Briefen der jungen Herren, die doch so ganz und gar nur sich selbst leben. Oder nur — sich selbst zu leben scheinen? Könnten sie wohl mit zärtlichen Banden an ihrer Heimat hängen? Verlangen sie in der Tat, dass ihnen recht oft Kunde werde von dem Wohlbefinden der Ihrigen? Oder sind es kleine, klatschhafte Neuigkeiten, die sie erwarten und bereitwillig mitgeteilt finden?

Ich sagte vorhin, dass man den Ernst nicht kenne, und zwar in einem Tone, der nach einer Rüge klang. Aber damit würde ich doch wohl Unrecht haben; ich könnte den Vorwurf der Undankbarkeit gewiss nicht entkräften. Denn man sollte doch recht sehr froh sein, dass es wirklich in der Welt noch Orte gibt, wo paradiesische Einfalt wohnt und tront. Und es lässt sich auch beim besten Willen nicht einsehen, wie man dort eigentlich auf ernste Gedanken kommen soll. Volle Tische — geringe Mühe — lachende Gesichter allerwegen! Die gebrauchte Wäsche wirft man Stück für Stück irgendwohin. So liegt sie längere oder kürzere Zeit. Plötzlich ist sie fort — und unerwartet wieder da und ladet zu neuem Gebrauch freundlich ein. Auch in anderen Beziehungen lässt die Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig. Um was solltest du dich nun sorgen? Du, dem zum „Tischlein deck dich“ nur noch der „Goldesel“ fehlt — den du aber wirklich gar nicht so notwendig brauchst (von dem „Knüppel aus dem Sack“ kann überhaupt nicht die Rede sein), du solltest dich doch am meisten des leichten Lebens freuen, der du früher draussen weiltest und da eben kein „Tischlein deck dich“ besassest und deshalb deinen Beutel immer und immer wieder öffnen musstest, wo es dann freilich zuweilen vorkam, dass dich eine fürchterliche Leere angähnte.

Du könntest wohl, mein Freund, du könntest wohl trotz allem auch als Pensionatslehrer noch Sorgen haben. Du bist ein Deutscher — gut. Das ist ja an sich keine Sünde. Aber mancher kann sich von der Gewohnheit nicht lossagen, dass er sein teures Vaterland nicht bloss mit ganzem Herzen, sondern auch mit beiden Händen gar zu fest hält. Er nimmt eben die Forderung Schillers allzupeinlich genau. Und das ist an sich wieder keine Sünde. Schwärmerische Seelen finden es sogar schön und gut. Allein — im französischen Pensionat liebt man das Schwärmen durchaus nicht; über Mondscheinpoesie z. B. — die man für wesentlich deutsch hält — spottet man gelegentlich. Und so gereicht dir dein Deutschtum in mehr als einer Beziehung zum Nachteil; es bringt dir häufig genug empfindlichen Verdruss. Wirf es weg, mein Lieber! Oder behalte es wenigstens fest in der Tasche; lass es ja nicht sehen! — Und weiter! Du hast wohl noch Eltern und Geschwister und Freunde; diesen fühlst du dich verpflichtet; sie ziehen deine Seele zuweilen ab in die Ferne — du musst vielleicht für den einen Pläne entwerfen, für den andern handeln — sorgen. Sorgen aber macht dich ernst, und Ernst — du weisst ja, wie es mit dem steht! Lass sie fahren, die Sorgen! Lass sie fahren, deine Lieben in der Heimat! Denke doch, wie viele und welch hohe Berge liegen zwischen dir und ihnen!

Sehe jeder, wie er's treibe!
Sehe jeder, wo er bleibe —
Und wer steht, dass er nicht falle!

Sieh, wenn du fielest — in Ungnade fielest, gehen müsstest! Besinn dich bloss auf die köstlichen Labsale der Speisetafel — das wird schon genügen!

Und weiter: du möchtest bedachtsam durchs Leben gehen, möchtest dir Rechenschaft ablegen von allen deinen Handlungen. Aber bedenke doch, wie unausstehlich ernsthaft es ist, wenn man jeden Schritt ermessen will, bevor man ihn tut, und wenn man ihn getan, noch einmal überlegt — wie unausstehlich ernsthaft es ist, wenn man abends nicht eher einschlafen kann, als bis man die Summe seines Tagewerkes gezogen hat, mit sich selbst streng ins Gericht gegangen ist! Schlaf ruhig ein, steh frisch wieder auf und lebe leichten, lustigen Sinnes in den Tag hinein — so ist's Brauch in deinem neuen, schönen Heim. Und man gewöhnt sich. Du kennst ja die treffliche Weisheit des Volksmundes: „Man muss mit den Wölfen heulen.“ Sogar Meister Hebel erlaubt dir, ein paar mal „mitzubellen“ und die Grenze zwischen bellen und heulen ist nicht allzuscharf. Mit der Selbstbestimmung ist es überhaupt ein eigen Ding. Das wissen die klugen Leute deiner Umgebung gar wohl. „Ein kurioses Wirtshaus — sagt Lorm — ist die selbstgewählte Einsamkeit, die Einkehr beim eignen Innern, der Zustand, in welchem der Mensch — zu sich selbst kömmt. Gar viele wissen instinktmässig, dass sie in diesem ihnen angeborenen Gasthofe sehr schlechte Bedienung fänden, dass ihnen nichts Erquickliches darin geboten würde. Sie vermeiden eifrig die Einkehr in ihre eigene Seele; sie sagen mit mehr Wahrheit, als sie ahnen, es brächte keinen Vorteil, endlich zu sich selbst zu kommen, man wäre dabei doch zuletzt zu — nichts gekommen.“

Aber — meinst du — man muss doch vorwärts und aufwärts streben nach den hohen Zielen der Menschheit; von dieser Pflicht kann uns niemand entbinden. Und vor allem muss man selbst immer besser zu werden suchen. Meinst du? Ich glaube, du irrst. Denn die Insassen des Pensionats sind doch auch Menschen; aber von jener sogenannten Pflicht hörte ich sie niemals reden — und sie sprechen ja viel und über vieles. Oder waren sie sich ihrer trotzdem bewusst? Dann hätten sie wohl darnach gehandelt. Allein ich habe nichts gesehen. Geniessen, mein Freund, geniessen — das ist deine nächste und höchste Pflicht. Hier kannst du dich ja auch auf ein hochangesehenes Vorbild berufen — das hat in seinem langen Leben weiter nichts getan, als alle Genüsse der Welt durchgekostet — und trotzdem heisst es von ihm:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

Und trotzdem wird er in den Kreis der Seligen aufgenommen, indem mit ausdrücklicher Beziehung auf ihn der Dichter die Engel erklären lässt:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen!

Wo aber zeigt uns denn Faust ein eigenes, freies Streben?

Nicht rasten und nicht rosten,
Weisheit und Schönheit kosten,
Durst löschen, wo er brennt,
Die Sorgen versingen mit Scherzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student!

Nach diesen Worten scheint Scheffel ein lebenslanges Studententum für erlaubt oder für geboten zu halten — und wir wollen ihm darin vollkommen Recht geben, wenn er uns nur gestattet, dass wir den Begriff Student ein wenig in die Weite ziehen, auch das Übrige uns fein zurechtlegen. Für das Pensionat bedürfen wir aber dessen nicht. Da gilt nur das Löschen des Durstes und das Versingen und Verscherzen der Sorgen. Und das noch nicht einmal. Sorgen dürfen überhaupt nicht aufkommen. Sorglosigkeit — das ist das goldene Zauberwort, das uns dort in seinem Banne hält. Und das ist — wie gesagt — so angenehm, so ergötzlich, dass wir keine Ursache zu Klagen haben.

(Fortsetzung folgt.)

AUS AMTLICHEN MITTEILUNGEN.

Zürich. Es werden auf ihr Gesuch hin nachfolgende Lehrer mit Schluss des laufenden Schuljahres in den Ruhestand versetzt und unter Zusicherung eines angemessenen lebenslänglichen Ruhegehalts von ihren Lehrstellen und aus dem aktiven Schuldienst entlassen: Herr Jak. Schoch von Fischenthal, Sekundarlehrer in Fehraltorf, geb. 1819, im Schuldienst seit 1844. Herr Joh. Huber von Fehraltorf, Lehrer in Mittelberg-Schönenberg, geb. 1825, im Schuldienst seit 1844.

Die Witwen- und Waisenstiftung zürcherischer Volksschullehrer ergibt folgenden Bestand: Die Zahl der Mitglieder auf 1. Januar 1886 betrug 874. Hievon starben 11, traten aus 10, somit verblieben 853 Mitglieder. Dazu kommen 42 Neueintretende, so dass sich auf 1. Januar 1887 ein Bestand von 895 Mitgliedern ergibt. Der Jahresbeitrag pro 1887 für 895 Mitglieder à 32 Fr. beträgt 28,640 Fr. Hievon zahlen die Lehrer (per Mitglied à 20 Fr.) 17,380 Fr., die Staatskasse (per Mitglied à 12 Fr.) 10,428 Fr. und 26 gewesene Lehrer den vollen Beitrag à 32 Fr. = 832 Fr., zusammen 28,640 Fr.

Die Witwen- und Waisenstiftung der höheren Lehrer ergibt folgenden Bestand: Die Zahl der Mitglieder auf 1. Jan. 1886 stellte sich auf 128. Hievon starben 3, traten aus 2, so dass 123 Mitglieder blieben. Dazu kommen 10 Neueintretende, und es ergibt sich somit auf 1. Januar 1887 ein Mitgliederbestand von 133. Der Jahresbeitrag für 133 Mitglieder à 76 Fr. beträgt 10,108 Fr. Hievon bezahlen die Mitglieder (à 40 Fr.) 5080 Fr. Der Staat trägt bei (per Mitglied à 36 Fr.) 4572 Fr. 6 frühere Lehrer zahlen den vollen Jahresbeitrag à 76 Fr. = 456 Fr., zusammen 10,108 Fr.

ALLERLEI.

— Am 8. d. fand im Kurhaus Baden eine Versammlung statt zur Feier der fünfzigjährigen Lehrertätigkeit des Herrn Dr. *Dula, a. Seminardirektor.* Dieselbe war von 150 Freunden und Verehrern des Gefeierten besucht und nahm einen erhebenden Verlauf.

— *Preisaufgabe der evangelischen Volksschullehrer Württembergs.* Unter dem 4. November 1886 hat das evangelische Konsistorium Württembergs für die Volksschullehrer dieses Landes die nachfolgende Preisaufgabe gestellt:

„Was versteht die sogenannte wissenschaftliche Pädagogik der Schüler Herbarts unter Konzentration und kulturhistorischen Stufen bei Anordnung des Unterrichtsstoffes, sowie unter formalen Stufen beim Unterrichtsverfahren? und inwiefern sind die in diesen Ausdrücken befassten Forderungen begründet?“

Termin für die Einsendung: 1. Mai 1888. Die Rechtschreibung soll den amtlich aufgestellten Regeln entsprechen. Die benützten Hülfsmittel sind alle gewissenhaft und mit genauer Bezeichnung anzugeben, auch ist eine ausführliche Disposition der Abhandlung vorauszuschicken.

Tübingen. *F. Thomae.*

LITERARISCHES.

Das vaterländische Lesebuch von Wiget und Florin.

(Von J. Kuoni, St. Gallen.)

III.

III. Aus dem Lande Chaldars und Jörgs von Jörgenberg. S. 50-59.

Die hieher gehörenden sechs Abschnitte sind sprachlich um kein Haar besser als die vorhergehenden; inhaltlich sind sie wohl noch geringer, denn sie würden einem Reisehandbuch besser anstehen als einem Schulbuch. Die sprachliche Unbeholfenheit wird dem aufmerksamen Leser selber auffallen; ich will mich damit begnügen, einige sachliche Unrichtigkeiten richtig zu stellen. Nur das südliche Seitental der Valser soll eine deutsche Sprachinsel bilden; die übrigen Bewohner des Tales sprechen romanisch, „eine Sprache, die der Deutsche nicht versteht (!), während ein Romane und ein Italiener *sich bald einander* verständlich machen können“ (S. 50). Ein Seminardirektor und ein Professor an der Kantonsschule, die doch Leute aus allen Landesgegenden täglich vor sich haben und darüber befragen könnten, wenn sie es nicht selber wissen — die lösen das bündnerische Sprachengewirr mit einem Satz. Tatsache ist doch wohl, dass das Vorderrheinthal eine bunte Musterkarte bildet. Deutsch sind meines Wissens ausser Vals noch Vallandas, Versam, Skulms, Neukirch, Obersaxen, zum Teil Ilanz, dann Safien und Tenna; diese liegen alle im Gebiete des Vorderrheins.

Wir werden noch ein paar mal an den bösen Jörg erinnert und wandern dann über die Oberalp, wo wir uns die Wegstrecke und ein paar Höhenangaben notiren und dann mit freudigen Gefühlen nach dem sonnig gelegenen Andermatt hinuntersehen. — „Schneller, aber nicht so lehrreich, ist die Reise per Post“, meinen die Verfasser.

Jetzt kehren wir wieder zurück nach *Reichenau*, das wir allerdings vor drei Tagen hätten betrachten können; aber wir haben ja Zeit. Also zurück zur Stelle, wo die beiden Rheine wie zwei „kämpfende Stiere“ zusammentreffen (S. 51).

Der Vorderrhein soll hier hellgrün sein? Versteht sich, nur bei ganz guter Laune.

„Interessant wäre es, an einem schönen Sommertage alle die Wagen und Pferde zu zählen, welche die beiden Brücken passiren.“ Ah! — Gewiss! — Aber noch interessanter wäre es, Kindern der vierten Primarschulstufe alle die Begriffe zu erklären und beizubringen, die nur dieses eine Lesestück birgt! Interessant möchte es auch sein, zu erfahren, wie die Post (S. 53) diese halbe Person landeinwärts spedirt hat. Die Herren werden wohl geschäftlich mit uns sprechen?

Dieser Artikel bespricht hauptsächlich die Postverhältnisse und trägt, wenn man ihn überblickt, kaum den rechten Titel.

Wir gehen wieder nach *Ilanz* (S. 54). Das ist nicht „die kleinste Stadt, die der Rhein auf seinem langen Laufe berührt"; Werdenberg und Kaiserstuhl sind kleiner, vielleicht noch andere mehr. Ilanz hat auch nicht bloss 700, sondern nach Tschudis Tourist 872 Einwohner. „Hier treffen die links- und die rechtsufrige Strasse von Reichenau und Bonaduz her zusammen." Sie kommen in Wirklichkeit beide von Reichenau, die eine *über* Bonaduz, die andere über Flims.

Das Schamserthal (S. 55). Sehr schön, wenn auch für diese Stufe etwas schwer! Aber wozu die Bemerkung: „Beschrieben im Jahre 1808"? Gilt das Gesagte heute nicht mehr?

Der Bau der Bernhardinstrasse (S. 56). Sie schliesst in Chur an die „deutsche Strasse" an? Welche heisst so? — Dass unter dem Namen Viamala gegenwärtig die ganze Strecke zwischen Schams und Thusis verstanden wird, findet sich auf Seite 56 und wieder auf Seite 57 gemeldet.

Ein Muster von Poesie:

„Dass das Schamserthal,
Von Form oval,
Voll Mineral,
Vor uralten Zeiten
Ein langer, breiter und dabei
Urtiefer See gewesen sei."

Geistreiche Prosa: „Als die Bernhardinstrasse fix und fertig war, in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts, hat der König von Württemberg jedes Jahr seinen Weg durch sie nach Italien in seine Villa im vierspännigen Wagen genommen. Allemal, wenn er durchs sogenannte „Welsche Dörfli" von Chur im offenen Wagen „zum Städtle" hinaus fuhr, waren alle Fenster voll Publikum, das die Gelegenheit benutzte, einmal im Leben einen König mit blondem Schnurrbart zu sehen."

Pocobelli, der die Bernhardinstrasse erstellt hat, der Ingenieur aus sich selbst, kehrt nicht wieder, denn er wird zum zweiten male totgesagt; aber „ein anderer Dichter hat die Hoffnung ausgesprochen, ein grösserer Meister werde folgen und mit seinem Hammer in der Nähe ein noch grossartigeres Tor zwischen Nord und Süd aus dem Felsen schlagen".

IV. Hirtenleben in den Schweizeralpen.

Unter diesem schönen, vielversprechenden Titel erwarten wir eine ganze Reihe der anziehendsten Schilderungen des Lebens und Treibens auf der Alp. Ganz besonders die Bewohner der schweizerischen Hochebene und noch viel mehr die Fremden erwarten hier lauter Poesie und Reigen. Wer aber mit den Verhältnissen auch nur einigermassen vertraut ist und namentlich weiss, wie ungemein vielgestaltig unsere Einrichtungen in alpwirtschaftlicher Beziehung sind, der musste besonders diesem vierten Hauptabschnitt zum vornherein ein erhöhtes Interesse entgegenbringen.

Dass Ziller, der Altmeister der wissenschaftlichen Schule, und sein pädagogisches Seminar in Leipzig sich um unsere Alpwirtschaft wenig werden bekümmert haben, ist leicht begreiflich und verzeihlich; von den beiden Herren in Chur aber, namentlich von dem Herrn Professor, der doch ein echter Sohn der Berge ist, hätte man erwarten dürfen, dass sie besser orientirt wären.

Die Schilderung der *Alpfahrt* (S. 60) hat sicherlich nur für einen kleinen Teil Graubündens Gültigkeit; es wäre darum wohl klüger und bescheidener gewesen, ihr gleich eine Heimat zu geben und nicht leichtfertig in die Welt hinauszuschreiben, das sei die Alpfahrt in den Schweizeralpen.

Wie mancher hat das Fest der Alpfahrt schon ein halbes Jahrhundert mitgefeiert — er hat noch keinen *Krokus* gesehen und an diesem Morgen noch keinen „Tatsch" gegessen; er muss Bündner sein, um nur zu wissen, was damit gemeint ist, nämlich ein dicker Pfannkuchen. Auch das Wort „Staffel" dürfte in einem vaterländischen Lesebuch erklärt werden, da es auch dem Lehrer nicht von selbst zufällt. Nach einem dreistündigen Weg ist die Alp unter allen Umständen erreicht, sie mag liegen, wo sie will. Der ersehnte Ringkampf der stärksten Kühe ist wenigstens mir, der ich in der Jugend manche Alpfahrt mitgemacht und später in verschiedenen Landesgegenden manche gesehen habe, völlig unbekannt. Dagegen erinnere ich mich, dass zur Zeit des Frühlingsweidgangs auf der Allmend an einem schönen Sonntag die Hirten irgend eine starke Kuh mit Blumen und Bändern geschmückt von der Weide ins Dorf gebracht haben, wenn der Besitzer einen guten Weinkeller hatte. Ich will damit natürlich nicht bestreiten, dass an manchen Orten die „Heerkuh" am Tage der Alpfahrt ihr Examen zu bestehen hat; allgemeiner Brauch aber ist das nicht.

Eine musterhafte Leistung eines ehemaligen Musterlehrers — Herr Florin wird doch wohl der Verfasser sein — sind die *Briefe* Seppis an Hitti (S. 62—65).

Seppi ist Handbub auf der Alp Casanna (wahrscheinlich in der Gemeinde Klosters). Er ist also Bündner und heisst Seppli, unterzeichnet aber, wenn er etwas zu schreiben hat, mit „Joseph". Einen „lieben Hitti" gibt es nirgends; dieser, sein Freund, heisst Christian, und Hitti ist nicht etwa sein Kosename, sondern sein beleidigender Spitzname, der mit der Faust beantwortet wird. Aber auch wenn die beiden Namen so gebraucht würden, wäre es für ein Schulbuch unpassend, sie anzuwenden; sie gehören weder zum guten Anstand, noch zum guten Deutsch.

Um das Leben auf der Alp zu schildern, wäre es nicht nötig gewesen, einen zehnjährigen Knaben als Handbuben zu dingen. Ob es in Klosters geschieht, weiss ich nicht; ich habe einen solchen nie gesehen. Der Handbube, der in erster Linie dem Senn beigegeben und obendrein der „Puddel" für alle ist, muss ein kräftiger Bursche sein, da er — wenigstens in den Gemeindealpen und eine solche wird Casanna auch sein — seinen Teil Kühe melken und den vollen Milchgeschirren gewachsen sein muss. In den Privatalpen freilich tut jeder, wie er will. Ach, Privatalpen? Solche scheinen die Hirten in den Schweizeralpen nicht zu kennen, wenigstens nach dem vaterländischen Lesebuch nicht. Und doch gibt es solche und zwar sehr viele. Nach dem „Schweizerischen Bauernkalender" von 1883 (Verfasser Herr Professor Anderegg, damals in Chur, jetzt in Bern) zählt Graubünden 596 Alpen, wovon 431 Gemeindealpen, 16 Gemeinde- und Privatalpen, 122 eigentliche Privatalpen und 27 Korporations- und Staatsalpen sind. Die Schweiz zählt 4559 Alpen, wovon nur 33,5 % Gemeindealpen sind, dagegen 54,6 % eigentliche Privatalpen.

Dann ist weiter zu bedenken, dass auch diese Gemeindealpen sehr verschieden bewirtschaftet, so auch vielfach an Sennen verpachtet werden, die der Gemeinde einen bestimmten Zins bezahlen und ebenso jedem Bauer nach Übereinkommen pro Kuh. In anderen Alpen treibt jeder Nutzungsberechtigte sein Vieh und verwertet die Milch nach Gutdünken aus eigener Hand. Es herrscht überhaupt die grösste Mannigfaltigkeit. Darauf nehmen die Verfasser keine Rücksicht; sie müssen es sich darum gefallen lassen, dass wir erklären, es werden ihre Studien über das Hirtenleben in den Schweizeralpen nur von einem sehr kleinen Bruchteil der Alpenbewohner selbst verstanden; freilich, wer die Alpen nur von Ferne im Abendsonnenschein vergoldet sieht und ihnen dann ein begeistertes Alpenlied singt, der mag vielleicht seinen Gefallen daran finden.

(Fortsetzung folgt.)

Seminar Hofwyl.

Aufnahme neuer Zöglinge.

Diejenigen Jünglinge, welche sich dem Lehrerstande widmen wollen und in die nächstes Frühjahr aufzunehmende Klasse von Zöglingen einzutreten wünschen, werden hiemit eingeladen, sich spätestens bis 20. März nächsthin beim Direktor der Anstalt schriftlich anzumelden.

Dem Aufnahmsgesuch sind beizulegen:

1) Ein Geburtsschein.

2) Ein ärztliches Zeugnis über die Gesundheitsverhältnisse, namentlich über allfällige Mängel in der Konstitution des Bewerbers.

3) Ein Zeugnis über Erziehung und Schulbildung, über Charakter und Verhalten, ausgestellt vom Lehrer des Bewerbers, erweitert und beglaubigt von der Schulkommission, sowie etwaige pfarramtliche Zeugnisse.

Die Zeugnisse werden nur verschlossen angenommen.

Der Tag der Aufnahmsprüfung wird den Angemeldeten später mitgeteilt werden.

Bern, den 12. Januar 1887.

(O H 2302) ***Erziehungsdirektion.***

Wahlfähigkeits-Prüfung

für Lehrer und Lehrerinnen der Primarschulstufe und für Arbeitslehrerinnen.

Bewerber und Bewerberinnen um ein Fähigkeitszeugnis zur Bekleidung einer Lehrstelle der Primarschulstufe oder als Arbeitslehrerin an einer Schule des Kantons Basel-Stadt wollen sich bis zum 27. Januar bei dem Unterzeichneten anmelden. Der Anmeldung müssen beigelegt werden: ein Geburtsschein, eine Darstellung des Lebenslaufes und ein Zeugnis über den Bildungsgang. Die Prüfung beginnt Montags den 31. Januar, morgens 9 Uhr, im Steinenschulhause. Das Prüfungsreglement kann bei dem Unterzeichneten bezogen werden.

Basel, den 12. Januar 1887.

Der Präsident der Prüfungskommission:
Rektor ***Kägi.***

Offene Lehrerstelle.

Infolge Resignation ist die Lehrerstelle an der hiesigen ***Mittelschule*** (Knaben-Oberschule) auf den 1. Mai l. J. neu zu besetzen. Gehalt 1700 Fr. nebst 234 Fr. Wohnungsentschädigung. Anmeldungen sind unter Beilegung von Zeugnissen und eines kurzen Lebensabrisses bis zum 31. Januar an den Unterzeichneten zu richten.

Trogen, den 6. Januar 1887. ***Beyring,***
Präsident der Schulkommission.

Lehrerstelle.

Die schweizerische Rettungsanstalt Bächtelen bei Bern ist im Falle, auf Ende März einen Lehrer anzustellen. — Demselben steht nebst einem Teil des Unterrichtes die praktische Erziehung einer Knabenabteilung in Haus und Feld zu. — Die jährliche Besoldung besteht nebst freier Station für seine Person in 600—800 Fr.

Anmeldungen sind bis Ende dieses Monats dem Vorsteher der Anstalt einzusenden. (H 98 Y)

Zu gefl. Abnahme halte ich stets vorrätig:

Einmaleins,

per Exemplar (gewöhnliches Schreibpapier) à 4 Rp.,
„ „ (Karton) à 6 „

Speziell empfehle ich mich bestens für das

Autographiren von Liedern

sowie zur Ausführung anderer auto- und lithographischer Arbeiten.
Prompte und billige Bedienung.

G. Siegenthaler, Lehrer in Arbon.

Preis-Courant

von

Ad. Meyer in Endingen

(Aargau).

Schweizertinte. Encre suisse.

In 1/16 Literflaschen per Stück	— Fr.	25 Rp.
- 1/2 - - -	— -	60 -
- 1/1 - - -	1 -	— -
Offen in Korbflaschen (nicht unter 6 Liter) per Liter	— -	50 -

In **J. Hubers** Buchhandlung in **Frauenfeld** ist vorrätig:

Reform und Ausbau

der

Volksschule

und deren Verhältnis zu den
gewerblichen Bildungsanstalten.
Von
J. Schäppi, Nationalrat.
Preis 1 Fr. 50 Rp.

Offene Lehrstelle.

Eine neu errichtete Lehrstelle an der ***Sekundarschule Aussersihl*** mit einer Gemeindebesoldung von 2000 Fr. (Entschädigungen für Naturalleistungen inbegriffen) ist auf Beginn des neuen Schulkurses definitiv zu besetzen. Bewerber, die ein zürcherisches Sekundarlehrerpatent besitzen müssen, wollen ihre Anmeldungen nebst Zeugnissen dem Präsidenten der Sekundarschulpflege, Herrn Pfarrer ***Hirzel,*** einsenden. (H 148 Z)

Die Anmeldungsfrist geht mit 31. Januar lauf. Jahres zu Ende.

Aussersihl, den 10. Januar 1887.
Die Sekundarschulpflege.

Allgemeine Weltgeschichte

12 Bände Octav-Format
mit ca. 2000 authent. Illustrationen

I. Das Altertum: Die orientalischen Völker, von Prof. Dr. Ferd. Justi; Griechen und Römer, von Prof. Dr. G. F. Hertzberg. 3 Bde. II. Das Mittelalter, von Prof. Dr. Jul. von Pflugk-Harttung. 3 Bde. III. Die Neuere Zeit, von Prof. Dr. M. Philippson. 3 Bde. IV. Die Neueste Zeit, von Prof. Dr. Theodor Flathe. 3 Bde.

In wöch. Lief. à Fr. 1. 35, monatl. Abteil. à Fr. 5. 35 od eleg. Halbfranzb. à Fr. 18. 70,

ist das hervorragendste Geschichtswerk für die Lehrerbibliothek, besonders wertvoll durch die authentischen, kulturhistorischen Abbildungen, die in ihrer Reichhaltigkeit und Ausführung einzig dastehen. „Einen Schatz von ungewöhnlicher Fülle und Gediegenheit zum Studium für Fachmänner und Laien“ nennt die Kritik diese Weltgeschichte. Probeband durch jede Buchh.

Berlin. ***G. Grotesche Verlagsbuchhandl.***

Vorrätig in **J. Hubers** Buchhandlung in Frauenfeld:

Anleitung zum Studium

der

Dekorativen Künste.

Ein Handbuch
für
Kunstfreunde und Künstler, Kunsthandwerker u. Gewerbetreibende, Zeichenlehrer u. Schüler höherer Unterrichtsanstalten
von
J. Häuselmann.

Mit 296 in den Text gedruckten Illustrat.
Preis 5 Fr. 50 Rp.

Es sind erschienen und in **J. Hubers** Buchhandlung in **Frauenfeld** vorrätig:

Musik-Lexikon

von
Dr. Hugo Riemann,
Lehrer am Konservatorium zu Hamburg

Theorie und Geschichte der Musik,

die Tonkünstler alter und neuer Zeit mit Angabe ihrer Werke, vollständige Instrumentenkunde.

Zweite Stereotyp-Ausgabe.
18 Lief. à 70 Rp.